

Sonnenschein in Tunesien

*Wichtiger Hinweis des Autors: Handlung und Personen sind frei erfunden.
Falls ein Leser Ähnlichkeiten mit ihm bekannten Menschen feststellt, ist dies beabsichtigt.*



„Willst Du etwa über unsere Tunesien-Reise auch eine Novelle schreiben? Da war doch gar nichts Bemerkenswertes – außer herrlichem Sonnenschein im November!“ „So bedeutungslos habe ich diese Woche in Afrika nicht wahrgenommen; lass mir zwei drei Tage Zeit, vielleicht fällt mir doch das eine oder andere ein.“ „Ach was! Dass die Bahn und die Tunis-Air schrecklich unpünktliche sind, weiß doch heute schon jeder Abc-Schütze - darüber zu schreiben wäre doch Papierverschwendung par excellence.“

So ganz ohne Erlebnisse war die Reise in das Mittelmeerland nicht: Schon am Flughafen gab es Aufregung, da um das Flugzeuge eine ganze Reihe Polizeifahrzeuge zu sehen waren und die Fluggäste nicht aus dem Bus aussteigen durften. Nach ein paar Nachfragen stellte sich heraus, dass einige Personen abgeschoben wurden und dabei eine Person einen Unfall erlitten haben sollte. Natürlich wurden über die Details keine Auskünfte erteilt – alles ‚Top secret‘!

Dafür hatte Friedrich im Flugzeug einen sehr netten extrovertierten Tunesier mit deutschem Studium der Elektrotechnik, der ihm von seinem Glück in Deutschland erzählte: Als er als Student auf Wohnungssuche war, kam er mit einem Kunstprofessor ins Gespräch, der jemand suchte, der sowohl Deutsch als auch Französisch und Arabisch beherrschte. Als Ahmed ihm von seiner verzweiferten Wohnungssuche erzählte, bot er ihm die Zimmer seines Sohnes an, der bereits vor einiger Zeit ausgezogen war. So konnte er für vierhundert Euro eine Suite mit achtzig Quadratmeter beziehen – und das in München-Bogenhausen! Seine beiden Schwestern leben in Sousse und haben eigene Textilfabrikationen. Unter anderem stellen sie Kleidung für ‚Boss‘ her und erhalten für ein Sakko dreißig Euro, das bei uns dann zwischen fünfhundert und achthundert Euro kostet.

„Sag einmal, wo ist denn das Meer? Wir haben doch ein Zimmer mit Meerblick gebucht!“ Magdalen schaute intensiv aus dem Fenster und suchte das blaue Mittelmeerwasser. Erst als sie den Balkon betraten, konnten sie in weiter Ferne das Meer erkennen. Kein Wunder, war doch zwischen dem Hotelgebäude und dem Wasser eine Distanz von ein paar Fußballfeldern.

Das Hotel ‚Marhaba‘, was im Deutschen ‚Willkommen‘ heißt – und von denen es in Tunesien eine ganze Reihe gibt – war in Ordnung. „Man merkt den Preisunterschied“, bedauerte Magdalen beim ersten Frühstück, „bei unserer Frühjahrsreise nach Mallorca gab es ein Buffet, das im Vergleich zu heute wie Herz-As zu Pik-Sieben ausfällt...“

Kurz nach achtzehn Uhr begaben sich die Leipolds in den großen Speisesaal und suchten sich einen netten Platz am Fenster zum Pool. Da tauchte eine fette Megäre auf und machte gleich Riesenrabatz. Was ihnen einfallen würde, ihren Platz zu besetzen!! Doch Friedrich fand kein Reserviertchild. Bis ihn der Ober darauf aufmerksam machte, dass hinter der Tischnummer ein kleines rotes Kärtchen eingesteckt war, das dem Gast das Recht einräumte, diesen Tisch zu belegen, solange er im Hotel gebucht hatte. Na ja, nach einer halben Stunde hatten die Leipolds endlich einen Tisch gefunden, in dem kein rotes Papier zu sehen war...

Dabei war das rote Kärtchen gar nicht so ausschlaggebend: Schon beim Einchecken wurden die Gäste befragt, zu welcher Zeit sie essen wollten: Um achtzehn oder um zwanzig Uhr? Also gab es immer wieder einmal zwei Stunden, in denen ein Tisch leer blieb.

Natürlich wollten die Leipolds mehr als nur ihr Hotelgebäude und das bisschen Wasser sehen. Deshalb kam ihnen das Angebot des Reisebüros für eine Ausflugsfahrt nach Tunis, Karthago und Sidi Bou Said gut gelegen. Schon am nächsten Tag ging es um halb neun Uhr mit einem Bus los. Als sie einstiegen, war der Bus zur Hälfte belegt und eine ältere deutsche Matrone hatte gleich vier Plätze mit ihrem Gerümpel belegt. Sie war schon ein besonderes Individuum: Ihr breites flaches Gesicht wurde von einer flippigen Designer-Brille zusammengehalten, sonst wäre es auseinandergeflossen. Man könnte meinen, Joseph Beuys hätte ihr eine Typberatung angedeihen lassen. Auch keine bessere Figur machte der einheimische Reiseleiter, der pausenlos erzählte, doch fast gleichzeitig in Deutsch und Französisch, so dass man oft nicht mitbekam, was er erzählte, so fließend gingen die Ausführungen in den beiden Sprachen ineinander über.

Auf dem Heimweg meinte Magdalen: „Das viele Geld hätten wir uns sparen können: In Tunis haben wir nur den Basar erlebt, wie er in jeder nordafrikanischen Stadt ist, in Karthago waren es nur ein paar Steine in Gruben wie wir es schon hundert Mal genossen haben und in Sidi Bou Said haben wir vor lauter Verkehr in den engen Gassen kaum etwas gesehen.“ „So schlecht kann es doch nicht gewesen sein, wenn Tausende von Menschen sich durch den malerischen Ort wälzen – die einzige weiß-blaue Stadt in Nordafrika.“ „Für die Afrikaner könnte das schon etwas Besonderes sein, doch in Italien und Spanien siehst du das hundert Mal! Und dann nicht einmal genügend Zeit, um entspannt Kaffee zu trinken!!“

„Man weiß ja, dass die Araber geschäftstüchtig sind, aber das war des Guten doch zu viel“, schimpfte Magdalen, „hat der Toilettenwächter mir doch glatt eineinhalb Euro abgenommen,

wo, wie ich erst hinterher mitbekommen habe, die Taxe eigentlich bei fünfzehn Cent liegt. Dabei war sein Grinsen so schmutzig wie ein Kind, das stundenlang im Kohlenkeller gespielt hat.“

Doch das war kaum erwähnenswert im Vergleich zum nächsten Vormittag: Magdalen hatte Tabletten vergessen und die Rezeptionistin erklärte, dass die Apotheke in etwa zwei Kilometern Entfernung zu finden sei. Brav marschierten sie los, da sprach sie Abdul, ein Hotelmitarbeiter, an und wollte wissen, wo sie hingehen wollten. „Ach, das ist ein weiter Weg“, meinte er, „da vorne hat mein Freund ein Geschäft, der besorgt Ihnen das Medikament innerhalb weniger Minuten.“ Der ‚Freund‘ zeigte sich auch sehr freundlich und meinte, sein Bruder würde in der Apotheke arbeiten und in maximal zehn Minuten würde er auf seinen Anruf hin das Medikament vorbeibringen. Sie konnten sich derweil im Laden umsehen. Das Medikament würde fünfundsechzig Dinar kosten und fünfzehn Dinar sollte man dem Bruder für den Service geben. Also legte Friedrich achtzig Dinar (gut fünfundzwanzig Euro) auf den Tisch. Aber es dauerte eine halbe Stunde, eine Stunde, bis es den Leipolds zu viel war und sie Abdul, der immer noch in der Nähe saß, erklärten, dass sie nunmehr eine Runde im Hafen drehen würden. Der Verkäufer hatte sich schon gleich nach der Geldübergabe entfernt, sonst hätten sie ihr Geld wieder zurückverlangt. Als sie nach einer Stunde zurückkamen, war auch der Ladeninhaber wieder da und übergab ihnen das Medikament, das nicht dem bestellten entsprach, aber die gleiche Wirkung haben sollte. „Dies ist eine andere Packung; sie kostet aber hundertzwanzig Dinar.“ Friedrich war auf Grund des langen Wartens sauer und meinte, er könne die Ware behalten und solle ihm sein Geld zurückgeben. Da fing der Mann das Jammern an und meinte, er sei kein Gauner und die Tabletten würden so viel kosten, gab aber Friedrich das Päckchen und schimpfte und lamentierte noch eine ganze Weile. Zurückgekommen ins Hotel sahen sie im Internet nach und stellten fest, dass diese Tabletten in einer deutschen Apotheke für sechs Euro verkauft werden...

Wenn man es nicht gesehen hat, ist es kaum zu glauben: Der Aufzug im Hotel war ein Fiasko! Da die Leipolds im dritten Stock wohnten, drückten sie den Knopf für ‚abwärts‘, doch der Aufzug sauste an ihnen kommentarlos vorbei. Im Gegensatz dazu kam der Aufzug von unten, zeigte an, dass er nach oben wollte, hielt dann aber im dritten Stock und fuhr mit ihnen nach unten. Als ob man den Gästen etwas Gutes tun wollte, fuhr der Aufzug hin und wieder zwischen dem zweiten und dem siebten Stock hin und her. „Vielleicht haben sie viele zentralafrikanische Besucher“, meinte einmal ein Mitfahrer, „und wollen diese ein wenig Aufzugfahren genießen lassen, weil sie in ihrer Heimat so ein neumodisches Ding nicht kennen.“

Bei dem Vertreter der Reiseagentur hatten sie auch eine Fahrt mit dem Taxi nach Sousse gebucht. Der Fahrpreis betrug fünfundzwanzig Euro. Der Fahrer war auch sehr pünktlich und holte sie vereinbarungsgemäß um drei Uhr nachmittags wieder ab. Die Leipolds genossen den Tag vor allem im riesigen Basar, der dem in Tunis kaum nachstand. Dabei genehmigten sie sich ein kurzes Mittagessen im vierten Stock des ‚Sky-Cafés‘ mit einer herrlichen Aussicht auf den Hafen. Natürlich fand man hier vor allem Touristen. Am übernächsten Tisch saß einsam eine blendend aussehende Nordeuropäerin, die Friedrich mit Wohlwollen betrachtete: Ein markantes Gesicht, lange blonde Haare, herrlich rote Lippen, die nur von einem Chanel-Stift kommen konnten, eine üppige Oberweite unter einer hauchdünnen Bluse, und der kurze Rock zeigte Beine, Beine wie Dolores! Sie war geradezu eine ästhetische

Provokation und Friedrich hätte stundenlang diese Aussicht genießen können. Wie so oft im Leben liegt gut und schlecht nah beieinander. So war die Toilette ungewöhnlich: Bei einer Besucherkapazität von etwa hundert Personen gab es nur zwei kleine Toiletten, kleiner als eine Telefonzelle; dazu bei den Herren nicht einmal ein Urinal. Und die Kabinen mussten mit einem Lichtstrahl über der Türe mit fünf Zentimeter auskommen...

Beim Abendessen kamen sie mit den Nachbarn ins Gespräch und erfuhren, dass eine Taxifahrt nach Sousse und zurück vierzig Dinar, also etwa zwölf Euro, kosten würde; somit hatte das Reisebüro über das Doppelte verlangt! Dabei raste der Chauffeur wie ein Irrer durch die Straßen und wenn ich nicht hin und wieder eine Bodenschwelle zum Langsamfahren gezwungen hätte, wäre er die zwanzig Kilometer durch die Stadt in zehn Minuten gedüst. „Anscheinend“, meinte Magdalen, „gibt es hier keine Blitzgeräte, sonst hätte der gute Mohammed heute früh mit seinem Jahreseinkommen gebüßt.“

Nach drei Tagen Aufenthalt kam vom Reisebüro in Würzburg ein Mail mit der Einleitung: „In wenigen Tagen beginnen Sie Ihre Reise nach Tunesien...“ „Das muss doch ein Krattlerverein sein“, schimpfte Friedrich, „schon bei der Reisebestätigung im September wiesen sie gleich zwei Mal darauf hin, dass man ab 1. Januar 2025 nur noch mit einem Reisepass einreisen dürfe. Als ob das nicht gleich bei der Buchung schon ausführlich besprochen worden wäre!“

Die allermeisten Gäste hatten ‚all inclusive‘ gebucht und so war es manchmal nicht einfach, wo man sein Mittagessen einnehmen sollte. Einmal diskutierte ein Ehepaar vor ihnen heiß, wo sie speisen wollten: „Gehen wir ins Restaurant?“, meinte die Gattin. „Ja.“ Oder wollen wir lieber auf die Terrasse?“ „Wegen mir!“ „Meinst du nicht, dass es an der Strandbar schöner sein könnte?“ „Können wir auch.“ „Vielleicht essen wir doch lieber am Pool, da ist es nicht so heiß wie am Strand?“ „Himmeldonnerwetter“, fauchte nun der Mann, „weißt du endlich, was du willst? Mir hängt schon der Magen bis zu den Kniekehlen und falls du dich nicht bald entscheidest, bin ich verhungert!“

„Ich glaube, die haben uns schon ausgebucht“, scherzte Magdalen drei Tage vor der Abreise, „unsere Schlüsselkarte funktioniert nicht.“ Also wurde die Karte neu programmiert, doch am nächsten Tag war das gleiche Spiel. Als es wieder nicht funktionierte, wurde ein Mitarbeiter mit einem Passepartoutschlüssel mitgesandt, der ihnen aufsperrte. Beim nächsten Mal erfuhren sie von einem mit im Aufzug Fahrenden, dass er ebenfalls Probleme mit seiner Schlüsselkarte hatte. Nachdem es wieder nicht funktionierte, wurde endlich ein Mechaniker gebeten, den Türverschluss zu reparieren.

Obwohl die Muslime grundsätzlich sehr zurückhaltend im Kleidungsbereich sind, sahen sie doch im Basar eine junge Mutter ihr Kind in aller Öffentlichkeit stillen. Das gleiche Verhalten war einen Tag später auch im Hotelbereich zu verzeichnen.

Selbstverständlich kam man auch mit anderen Gästen ins Gespräch. Besonders häufig unterhielten sich die Leipolds mit drei Indern, die ursprünglich aus Gujarat kamen, aber schon seit über vierzig Jahren in Berlin wohnen. Die jüngere Frau erzählte, dass sie mit ihrem Schwager und ihrer Schwägerin die Reise nach Tunesien unternommen habe. Später stellte sich heraus, dass der Schwager ihr Exmann und die Schwägerin ihre Schwester ist. „Das kommt ja auch selten vor“ meinte Johanna, „dass sich ein familiäres Verhältnis so gut hält.“

Bei einem weiteren Besuch in Sousse – diesmal zu einem regulären Taxipreis – wurden sie gleich zwei Mal von einem Hotelmitarbeiter angesprochen: „Sie sind im Marhaba-Hotel? Gefällt es Ihnen? Ich habe Sie schon gesehen, ich arbeite dort.“ Man staunt über ihr Gedächtnis. Was sie alle wollen: „Ich kann Ihnen ein sehr gutes Geschäft zeigen; der Besitzer ist mein Bruder / Schwager / Neffe usw.“ Einer der beiden, den die Leipolds später noch einmal trafen, bettelte um Geld. Als Friedrich ihm zehn Dinar geben wollte, meinte er, dass dies zu wenig sei. Er habe vier Kinder und sein Salär im Hotel wäre sehr gering. Friedrich stockte dann auf und meinte zu Magdalen: „So geben wir Entwicklungshilfe direkt, nicht nur über die normalen Spenden.“

Was soll man über die Rückfahrt sagen: Ebenso unzuverlässig wie das Aprilwetter, nur dass es erst November war. Erst hatte der Flug eine Stunde Verspätung, dann eine Riesenschlange bei der Frankfurter Passkontrolle, wo man bequem eine längere Skatrunde hätte ausführen können und dann auch noch – aber das war ja schon eingepreist – eine gute Stunde Verspätung der Deutschen Bahn. „Eigentlich“, meinte einer der Mitwartenden, „müsste man der Bahn verbieten, das Wort ‚Deutsch‘ in ihrem Namen zu führen; denn bisher war ‚Deutsch‘ ein Begriff für Anstand und Zuverlässigkeit!“

Arnstein, 3. Dezember 2025